

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 196.

Freitag, den 23. August 1907.

22. Jahrgang.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

„Ist ein deutscher Theatertrupp möglich?“ Die Wiener „Zeit“ hat eine Anzahl hervorragender Schriftsteller zwei Fragen vorgelegt, und zwar: „Ist ein Theatertrupp in deutschen Strichgebieten überhaupt möglich und durchführbar?“ Und: „Welche Wirkungen dürfte ein solcher Theatertrupp auf das literarische Schaffen sowohl nach seiner idealen wie nach seiner materiellen Seite haben?“ Der Redaktion sind nachstehende Antworten zugegangen:

Adolf I. Arronge: „Ein Theatertrupp dürfte bei uns sehr bald ein schmächtliches Fiasko erleiden. Sollte der Trupp etwa den Autoren die Bedingungen vorschreiben wollen, unter denen man die Güte haben würde, ihre Stücke aufzuführen? Welches Theater — bis hinauf zum l. f. Hofburg-Theater — würde sich wohl zwingen lassen, ein erfolgversprechendes Stück abzuweisen? Ein „Hofentfieber“ oder eine „Lustige Witze“ würden den ganzen Trupp auseinanderbringen.“

Michael Georg Conrad: „Abgelesen von unseren ansehnlichen Hofbühnen: Der Theatertrupp ist auch im deutschen Sprachgebiete möglich, und es wird zweifellos versucht werden, ihn durchzuführen.“

Dr. Wilhelm Kienz: „Ich glaube nicht, daß ein Theatertrupp in Deutschland materiell erfolgreich und künstlerisch von legendären Folgen begleitet sein kann.“

Robert Misch: „Im übrigen haben ja die Bühnenleiter Deutschlands in dem „Bühnenverein“ schon eine Art Truppbildung begründet, die sie gegen Kontraktbruch der Künstler und gegenseitiges Unterbieten und Wegengagieren schützt. Auch haben wir schon jetzt einen gegenseitigen Austausch gastierender Gesellschaften. Aber ein rein amerikanischer Trupp, ich wiederhole es, ist unmöglich bei uns und wäre ein Unglück.“

Dr. Adolf Wilbrandt: „Wie ich über einen deutschen Theatertrupp und seine etwaigen Einwirkungen auf das literarische Schaffen denke? Verzeihen Sie: gar nicht. Ich verneine einmütig nicht davon und verlange auch nicht. Ich sage wie Märchen im „Egmont“: Daran zu denken ist schreckhaft.“

Ernst v. Wildenbruch: „Soll ich ihn nach dem beurteilen, was ich im allgemeinen von Truppen und deren Geschäftsbetrieb und Wirkung weiß, so möchte ich, um nicht zu hart zu erscheinen, vorschlagen, daß man es dabei bewenden läßt, die Unternehmung zu hängen.“

„Zeitschriften und Bücher-Neuheiten.“ (Auswahl.) „Mordene Sklaven“, 6. Kapitel vom Schauspielerleben von einem Clown. Verlag Cotta, Berlin W. 15. Preis 50 A. — „Deutsch-Deutsche“, 8. Heft mit Kunstbeilagen. 50 A. Verlag Hermann, Berlin N. Anhalterstr. 181. — „Der Mensch und die Erde“, Lieferung 28, 29, 30. 60 A. Mit feinsten Illustrationen. Deutsches Verlagshaus, Bonn a. Co. Berlin W. — „Die Starke“, Abnehmer-Roman. Der Roman führt in das Milieu der Ningskämpfer mit einem abenteuerlichen, leidenschaftlich bewegten, internationalen Hintergrund. 25 Seiten. Preis 3 A. Leipziger Verlag G. m. b. H., Leipzig 38. — „Mutter für alle“, Monatshefte. Heft Nr. 11 bringt ein sehr modernes Programm. Preis 50 A. quartalliter 150 A. — „Die Inseln“, Nach ihrem Schicksal und Namen von Prof. Dr. T. Zschernberg. Verbeßerte Auflage, herausgegeben von seinem Sohn. 82 Abbildungen. (4. Band in „Das Wissen der Gegenwart“). Preis 3 A. Leipzig, Verlag G. Freitag. — „Allgemeine Literaturkunde“. Mit besonderer Berücksichtigung der Literaturgeschichte für das Verständnis weiterer Kreise bearbeitet von Prof. Dr. Hermann J. Klein. 2. völlig umg. Auflage. 36 Karten und Abbildungen im Text. 2. Band in „Das Wissen der Gegenwart“. Preis 4 A. Verlag G. Freitag, Leipzig. — „Im stillen Winkeln“. Behagliche Baudereisen über Leben und Kunst von Josef Oswald. Aus dem reichen Inhalt: Wohnbilder eines Frühlingsparadieses. Nur am Rhein. Reisebilder. Von der „Elektrischen“. Von der Rauberei in Klein- und Großstädten. Vom Frühhaufen. Gesellschaften. Wie steht es mit dem Humor der Frauen? Opern-Glend etc. etc.

Preis 3 A. J. B. Bachem, Verlagsbuchhandlung, Köln a. Rh. — „Lebige Fächer“. Ein humoristischer Roman aus Berlin. Von Arthur Georg. Illustrationen von Paul Krämer. Ein Weltstadt-Roman! Preis 3 A. Verlag Harmonie, Berlin W. 35. — „Ueber Land und Meer“, 13. Heft der Ottomane. Die Rechte der Frau im Haushalt erörtert in dem Heft Dr. Grütters. Heft 1 A. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Neckarstr. 1. — „Geflügel, Kanarienvogel und Bienenzucht“. Mit Rentabilitätsrechnungen. Von V. Donath. Preis 1 A. Reichenbacher Verlag Karl Stöckel, Leipzig. — „Bibliothek des allg. und prakt. Wissens“. Von G. Müller-Baden und Fachmännern. Zum Studium und Selbstunterricht in den wichtigsten Wissenszweigen und Sprachen. Jetzt letzte Lieferung erschienen. 95 Lieferungen à 60 A. oder 5 Bände in eleganten Bänden à 12,50 A. Mit 2700 Illustrationen, Modellen, Plänen, 1 Atlas, 42 farbigen Karten etc. Die Bibliothek ist ein unerschöpflicher Schatz für jedes Haus. — „Menschenkultur“. Anregungen zur Stärkung und Veredelung nationaler Kraft durch zielbewusste Mithilfe gebildeter Frauen von Marg. R. Zepher. Modernes Verlag Berlin W. 30. Geisbergstr. 150 A. — „Geographisch-statistisches Weltlexikon“. Nachschlagewerk. Von Gottlieb Weber. In 20 Bänden à 75 A. Ueber 100 000 Namen enthaltend, statistische Angaben etc. Bis jetzt 10 Lieferungen erschienen. A. Hartlebens, Wien, Seilerstätte 19. — „Welt und Haus“. Heft 46. Modernes deutsches Familienblatt. 20 A. wöchentlich. Welt und Haus G. m. b. H., Leipzig, Weststr. 9.

„Ein deutsches Postkarten-Sammler-Preisanschreiben mit Preisen im Werte von 3000 A.“ Für 75 der schönsten Sammlungen von Raphael Tuck's Postkarten erläßt die Firma Raphael Tuck u. Sons, Berlin SW., Wilhelmstr. 10, Rahel'sche Postkarte. Der 1. Preis ist 500 A. Preisrichter: Prof. Dr. Kallmorgen, Prof. Dr. Starbino, Prof. Ernst Hertel, Geh. Rat Dr. D. Derburg, Dr. Paul Vincke, Frau Clara Viebig. Die Einreichung der Sammlungen muß bis zum 30. Oktober 1907 erfolgen.

LOKALES

Wiesbaden, 22. August

Die Jagd im August.

Für den Weidmann gibt es im Augustmond genügend Abwechslung. Der Rebhock steht ihm zu Gebote, der Fehlbirch, Rebhühner und Wildenten. Und wenn er im Gebirge Jagdrecht hat, dann kann er auch Gämse verfolgen. Der Rebhock erscheint jetzt auf den Waldböden, denen die Rinde nicht fern ist. Jetzt pflückt sich der Weidmann an ihn heran, um die Vogelfeile gebrauchend. Freilich der weidgerechte Jäger wird nicht jeden Vogt in Verfolgung nehmen, der vor sein Rohr kommt. Er wird sich aber ebenso hüten, sein Revier von guten Böden zu säubern, da sonst die Auszucht in Frage kommt. — Die Enten halten jetzt regelmäßig ihren Strich ab in größeren Zügen. Abends und morgens kann man sie treffen, aber verlässig muß man gedulden sein, denn die Ente merkt leicht jede Gefahr und weicht ihr dann zu. In großen Seen mit sumpfigem Ufer kann man sich leicht auf Schilfweiden an Enten herantasten. Mancher fischender Reicher fällt dabei noch zur Beute, und mancher Otter gerät an den Krallen. Auf manchen stillen Waldteich liegen Scharen von Enten, auf manchem Hügel liegen sie, manchmal einsamen Graben. Auch die wilden Tauben suchen oft hier Erfrischung. Rebhühner sitzen in den Nadeln, feldern in starken Schwärmen oder im dichten Kraut der Karstfelsen. Der tüchtige Jäger weiß genau, wieviel Vögel sein Revier birgt und wie stark die einzelnen Vögel sind. Er kennt auch ihre Lagerstätte. Es gibt also manche Beute für den Schützen im Walde und auf den Feldern. Weidmannsheil!

„Vom Deutschen Handwerks- und Gewerbelammetag“ wird uns aus Hannover geschrieben: Der Ausschuss setzte in Eisenach die Tagesordnung für die vom 9. bis 11. September zu Strassburg i. G. stattfindende Vollversammlung des Deutschen Handwerks- und Gewerbelammetages fest. Es werden u. a. zur Beratung gelangen: 1. Der Gesetzentwurf betr. Abänderung der Gewerbeordnung (sog. kleiner Befähigungsnachweis). 2. Die Vergabe öffentlicher Lieferungen und Arbeiten an Handwerkervereinigungen. 3. Die reichsgesetzliche Regelung des Auftragsgewerbes. 4. Der Gesetzentwurf betr. Sicherung der Bauanforderungen. 5. Die Reform der Arbeiterversicherungs-gesetze. 6. Die Ausdehnung des Arbeiterrechts und Schiedsverfahren im Handwerk. — Die Bestrebungen auf eine Befestigung des Handwerks beschloß der Ausschuss zu unterstützen. — Ferner fanden eingehende Beratungen über diejenigen Bestimmungen des Handwerksrechts vom 26. Juli 1897 statt, deren Abänderung bezw. Ergänzung nach den Erfahrungen der Handwerks- und Gewerbelammetage notwendig ist. Die dahingehenden Vorschläge des Ausschusses werden dem Reichstag und dem Bundesrat Anfang November d. J. in einer ausführlichen Denkschrift unterbreitet werden. — Der bisherige Geschäftsführer Jakob Scheidel am 1. Oktober aus. Zu seinem Nachfolger wurde Dr. Meusch, Assistent an der Gewerbelammer Hamburg, gewählt.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

„Geschäftsklausur im Automobil-Droschken-Verkehr.“ In der Deutschen Tages-Ztg. wird das Urteil eines Sachverständigen über den Berliner Automobil-Droschkenverkehr mitgeteilt, wonach es mit diesem ziemlich trüb bestellt ist. Die Kutscher nehmen die Wagen meist auf Abzahlung, verstehen es aber schlecht, die Kosten zu berechnen. Heute sind annähernd 400 (!) Kraftdroschken gepflündet und in einem sehr schlechten Betriebszustande.

„Die deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1906.“ Von 43 deutschen Gesellschaften wurden im Jahre 1906 insgesamt 167 686 eigentliche Lebensversicherungen über 258 808 583 A. neu abgeschlossen. In Abgang kamen dagegen 78 662 Versicherungen über 360 782 678 A., darunter 24 537 über 105 659 497 A. durch den Tod und 8380 über 46 427 372 A. durch Zahlbarwerden bei Lebzeiten der Versicherten. Der Gesamtbestand eigentlicher Lebensversicherungen am Schlusse des letzten Jahres erhöhte sich um 89 023 Policen und 498 115 915 A. Summe auf 1 808 121 Versicherungen über 8 646 685 922 A. Daraus waren die bedeutendsten Anstalten beteiligt: Gotha (gegr. 1827) mit 921 405 600 A.; Victoria (gegr. 1881) mit 776 725 777 A.; Stuttgart (gegr. 1864) mit 762 747 613 A.; Alte Leipziger (gegr. 1830) mit 745 095 850 A.; Stettiner Germania (gegr. 1857) mit 691 891 636 A.; Karlsruhe (gegr. 1864) mit 582 388 728 A. Summa 4 480 355 303 A. Auf diese sechs Anstalten entfiel demnach die gute Hälfte des gesamten Lebensversicherungsbestandes der 43 Gesellschaften. Von letzteren betreiben 28 — darunter besonders Victoria und Friedrich Wilhelm — außerdem die kleine (Voll- und Sterbelasse) Versicherung mit geringen Summen, zumeist ohne ärztliche Untersuchung und mit wesentlicher Prämienzahlung; hierzu wurden 910 262 Versicherungen über 182 838 137 A. neu abgeschlossen, und am Schlusse des Berichtsjahres bestanden 5 800 227 Versicherungen über 1 043 101 736 A. (durchschnittlich 180 A.). Von den 43 Gesellschaften betreiben jedoch 40 auch die Verpfändung nur auf den Lebensfall Alters-, Aussteuer-, Militärdienstversicherung; hierzu wurden 3 843 Versicherungen über 65 716 549 A. abgeschlossen, und Ende 1906 bestanden 551 893 Versicherungen über 885 526 785 A. Der Gesamtbestand an Kapitalversicherungen bezifferte sich somit bei den 43 deutschen Lebensversicherungsgesellschaften Ende 1906 auf 10 575 314 443 A. Summe.

Conrad H. Schiffer. Hof-Photograph. Taunusstr. 24. Atelier für künstlerische Porträts. Vergrößerungen. 9938

Berliner Börse, 21. August 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2 %. Lombardzins 6 1/2 %, Privatskont 4 1/2 %

Wechsel-Kurse.			Gold, Silber, Banknoten.		
Amsterd. 100 fl.	169.45	Amsterd. 100 fl.	169.45	Amsterd. 100 fl.	169.45
Bombay 100 Rs.	11.10	Bombay 100 Rs.	11.10	Bombay 100 Rs.	11.10
Calcutta 100 Rs.	11.10	Calcutta 100 Rs.	11.10	Calcutta 100 Rs.	11.10
Canton 100 Taels	11.10	Canton 100 Taels	11.10	Canton 100 Taels	11.10
Harbin 100 Taels	11.10	Harbin 100 Taels	11.10	Harbin 100 Taels	11.10
Hankow 100 Taels	11.10	Hankow 100 Taels	11.10	Hankow 100 Taels	11.10
Hongkong 100 Taels	11.10	Hongkong 100 Taels	11.10	Hongkong 100 Taels	11.10
Kobe 100 Taels	11.10	Kobe 100 Taels	11.10	Kobe 100 Taels	11.10
London 100 £	25.25	London 100 £	25.25	London 100 £	25.25
Lyons 100 fr.	165.00	Lyons 100 fr.	165.00	Lyons 100 fr.	165.00
Madrid 100 Ptas.	165.00	Madrid 100 Ptas.	165.00	Madrid 100 Ptas.	165.00
Manila 100 Ptas.	165.00	Manila 100 Ptas.	165.00	Manila 100 Ptas.	165.00
Peking 100 Taels	11.10	Peking 100 Taels	11.10	Peking 100 Taels	11.10
Shanghai 100 Taels	11.10	Shanghai 100 Taels	11.10	Shanghai 100 Taels	11.10
Singapore 100 Taels	11.10	Singapore 100 Taels	11.10	Singapore 100 Taels	11.10
Sourabaya 100 Taels	11.10	Sourabaya 100 Taels	11.10	Sourabaya 100 Taels	11.10
Tientsin 100 Taels	11.10	Tientsin 100 Taels	11.10	Tientsin 100 Taels	11.10
Yokohama 100 Taels	11.10	Yokohama 100 Taels	11.10	Yokohama 100 Taels	11.10



Nr. 196.

Freitag, den 23. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jetzt ist es noch der Onkel, auf welchen sie noch in ihrer Herzensnot baut; wie bald aber wird es der Mann ihrer Liebe sein, welcher zwar noch bleich und schwach auf seinem Lager ruht, aber doch bald wieder in stolzer, siegender Mannes-Schönheit vor ihr stehen wird, um mit flammenden Augen und siegesicherem Lächeln um sie zu werben. Ein Schauer rieselt durch ihren Körper, ihre Zähne schlagen plötzlich wie im Frost aufeinander. — Das, o Gott — das ist es ja eben, was sie vermeiden muß. Er darf nicht um sie werben! O, sie kann es nicht ertragen, diesen fragenden Augen immer zu begegnen. Es macht sie so hilflos, so schwach, sie fühlt ihre Widerstandsfähigkeit allmählich erschaffen. Dafür aber kommt eine müde Weichheit über sie, die ihr eine willenslose Hingabe fast köstlich erscheinen läßt.

Aus der kühlen, willensstarken, ersten Assistentin hat die Liebe ein zitterndes, sehnendes Weib gemacht, dessen herbe Keuschheit, die wie ein Schatten über ihrem ganzen Wesen liegt, sie in ihrer hilflosen Schwäche tausendmal lieblicher, ruhrender erscheinen läßt wie alle anderen Frauen. Noch ahnt niemand die Wandlung ihres Innern. Außerlich ist sie dieselbe geblieben und als sie merkt, daß Professor Rantes Blicke heute forschend auf ihrem Antlitz ruhen, sieht sie ihn mit ihrem lieben Lächeln an, nimmt leicht des Doktors Hand in die ihre und sagt: „Arenen Sie sich beide mit mir, Onkel und Tante lehren heute abend zurück.“

„O, da wird der Herr Geheimrat einen schönen Begriff von mir bekommen! Anstatt Ihnen zu helfen, werde ich krank und bürde Ihnen dadurch noch mehr Arbeit auf,“ stöhnte der Doktor.

„Süß Krankwerden können Sie nichts! Wir müssen froh sein, daß die Blutvergiftung noch so gut abgelaufen ist, es war wahrhaftig kein Epö! Und im übrigen dürften Sie sich doch nur freuen, daß unserem lieben Fräulein Doktor die große Last der Verantwortung für die vielen Kranken und das große Getriebe hier wieder abgenommen wird,“ tröstet der Professor den plötzlich wieder bedächtigend aufgeregten Kranken. Hildegard hält noch immer seine Hand in der ihrigen. Jetzt drückt sie dieselbe sanft und sagt herzlich:

„Hätte ich geahnt, daß Sie sich aufregen würden, hätte ich Ihnen Onkels Heimkehr vorher gar nicht mitgeteilt. Nun bitte, sorgen Sie sich nicht! Sie kennen doch den Geheimrat von früher her und müssen wissen, daß ein ungerechtes Urteil niemals über seine Lippen kommt.“

„Ein ungerechtes nicht, aber ein gerechtes! Er hat Grund, mir zu zürnen,“ erwidert Herbert Paulus düster.

„Aber imwiefern denn?“ fragt Hildegard erstaunt.

„Ach, das vermag ich nur Ihnen zu sagen,“ flüsterte er und zieht sie an ihrer Hand ein wenig zu sich nieder.

Der Professor tritt diskret zurück und stellt sich, ganz leise vor sich hinseufzend, ans Fenster. „Es wird schon richtig sein mit den beiden,“ denkt er und nicht dazu befriedigt mit dem Kopf.

Während dessen kommt es stoßweise, als müßten sich die Worte einzeln über seine Lippen ringen, aus des Doktors Munde:

„Ja, der Geheimrat hat Grund, mir zu zürnen. Ich fühle schon den Tag vorher Schmerzen in der Hand, — hätte danach nun, es Ihnen sagen müssen — aber ich wollte nicht — wollte mich nicht schwach zeigen — vor Ihnen nicht, Hildegard, verstehen Sie mich?“

„Ja!“ kommt es tonlos von den erblaßten Mädchenlippen. „Wäre die Ohnmacht nicht gekommen — wer weiß, vielleicht wäre es dann zu spät gewesen — ich — ich hätte nichts gesagt.“

Leise, fast wie ein Hauch klingen die letzten Worte an Hildegards Ohr und lassen sie auffahren in jähem Schreck.

„Doktor! Das kann Ihr Ernst nicht sein!“ Vorwurfsvoll und groß blickten ihn die herrlichen Blauaugen an.

Er atmet tief und schwer. Seine Hand zieht sie näher zu sich heran. „Hätt's Ihnen leid getan?“ flüstert er, heiser vor Erregung. Dann ringt sie ihre Hand aus der seinen los, richtet sich zu ihrer ganzen schlanken Höhe und sagt kurz:

„Nein!“

„Nein!“

„Es wäre Feigheit gewesen, sich so aus dem Leben ziehen zu wollen, aus Trost, Eigensinn oder nennen Sie es wie Sie wollen, aber fordern Sie kein Mitleid von mir!“ Sie will sich abwenden, da denkt sie daran, daß er ja noch ein Kranker ist, daß die Erregung aus ihm spricht, ihn hinreißt, Worte zu sagen, die im gefunden Zustande nie über seine Lippen gekommen wären — So fügt sie ihren Ton mildernd, noch hinzu: „Nun wollen wir unser Gespräch beenden. Sie bedürfen der Ruhe. Haben sich viel zu sehr erregt.“ Mit leiser Hand ordnet sie das Kopfkissen und streicht ihm sanft über die Stirn, als ob sie alle unruhigen Gedanken, die sich hinter derselben bergen, wegwischen wollte. Er aber nimmt die kühle kleine Hand und drückt inbrünstig seine heißen Lippen daran. Sie kann nicht verhindern, daß ihr das Blut ins Gesicht steigt und just in demselben Augenblick dreht sich Professor Rante um. Er sieht das errötende Mädchen, sieht den Handruch und lächelt befriedigt.

Dascheint ja so ziemlich alles in Ordnung zu sein. Trotz seiner Vorurteile und Widerhaarigkeit ist doch unser Doktor bis über die Ohren in seine Kollegin verliebt. Und diese? Nun, die sieht justement nicht anders aus wie — na, wie eben ein junges Mädchen, die von dem Geliebten den ersten Handruch empfängt. Oder sollte es vielleicht schon der zweite sein? Es scheint mir fast so!

Der gute Professor kommt nicht dazu, über diese Probleme noch lange nachzusinnen, denn Hildegard sagt:

„Wollen Sie mit mir kommen, lieber Professor. Ich würde Ihnen gern eine neue, kleine Patientin vorstellen, die Sie interessieren wird.“ Ihre Stimme klingt ruhig, ihre Gesichtsfarbe hat wieder jene durchsichtige Blässe angenommen, welche ihr stets eigen war, nur hat sich dieselbe in letzter Zeit noch um einen Schein vertieft. Unter den Augen lagern dunkle Schatten und

lassen dieselben noch größer erscheinen. Nichts an ihr erinnert jetzt an das hold erröthende Mädchen von vorhin — sie ist wieder ganz Ruhe, ganz Sicherheit. Die kleine Hand, welche den Drücker der Tür niederdrückt, wird vielleicht, ohne zu zittern, in wenigen Minuten die Sonde tief in die eiternde Wunde eines Patienten senken. Von ihrer Kunst, von ihrem Scharfsinn hängt das Leben desselben ab — sie weiß das und stolz erhebt sie das Köpfchen — nein, sie darf nicht schwach sein, darf nicht unterliegen in dem furchtbaren Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Sie muß unentwegt ihren Weg gehen und der ihr helfen wird, ihr beistehen wie ein treuer Vater, wenn sie schwankend wird, er ist auf dem Wege zu ihr, in wenigen Stunden wird er bei ihr sein. Der Gedanke gibt ihr die innere Ruhe wieder.

Wie schon so häufig, staunt der Professor bei der Vorführung der kleinen Leidenben ihr Wissen an, bewundert ihre klare, sichere Diagnose und fragt sich dabei, ob er wirklich vorhin recht gesehen hat oder eine Vision ihn genarrt. Kopfschüttelnd geht er eine Stunde später nach Hause, doch nicht ohne den alten Karl, welcher ihm ehrerbietig die Tür öffnet, mit einer Zigarre beglückt zu haben, die dieser mit einem tiefen Büßling und einem vergnügten Schmünzeln entgegen nimmt. Sein Antlitz strahlt. Es fällt dem Professor ordentlich auf.

„Na, was ist Ihnen denn gutes passiert,“ fragt er leutselig.

Karl räuspert sich, lacht übers ganze Gesicht und antwortet: „Die gnädige Herrschaft kommt heute!“

„Und deshalb freuen Sie sich so?“

„Gewiß! Da wird uns doch das Hildchen, was unser Fräulein Doktor ist, nun nicht krank,“ meint er wichtig.

„Wollte Fräulein Doktor denn krank werden?“ fragt der Professor interessiert.

„Ob's ungerade wollte, weiß ich nicht, aber daß sie's geworden wäre, sieht bombenfest. Da hat aber nur die Schwester Johanne an den Herrn Geheimrat geschrieben und ich habe den Brief direktweg auf die Post getragen, da kommt er nämlich eher an, wie wenn ich ihn in den Briefkasten stecke und nun hatte ihn der Geheimrat schon gelesen und kommt gleich heute.“

„So! Deswegen also? Weiß denn Fräulein Doktor, daß Schwester Johanne geschrieben hat?“

„Ja, wo wird sie denn! Aee, das weiß sie nicht,“ wehrt Karl diese Frage ab. „Wir konnten aber doch nicht leiden, daß sie sich krank arbeitet! Sie sieht gar so bleich aus, und gucken Sie doch bloß mal ihre Augen an, die werden, weiß Gott, alle Tage größer. Aee, wir durften das nicht leiden, und deswegen hat die Schwester Johanne geschrieben.“

„So, So!“ nickt der Professor, „na, das haben Sie gut gemacht. Adieu!“ Karl dienert mehreremale hinter einander, dann tritt er in seine Loge zurück und setzt schmünzelnd seine Zigarre in Brand. „Das ist 'ne feine Sorte, die gibts nicht alle Tage,“ murmelt er vergnügt vor sich hin.

Der Professor aber sagt sich gedankenvoll: „Es ist doch eine komische Welt. Da ist diese kluge Hildegard, ein Mädchen in bevorzugter Stellung, welcher niemand etwas zu sagen hat, die mit ihren kleinen Händen hier das ganze Getriebe regiert, die wie eine kleine Königin in ihrem Reich herrscht — und da sind ferner diese beiden Alten, die durch ihre Anhänglichkeit und Sorge einfach alle Dispositionen über den Hausen werfen und dem Geheimrat schreiben: Komm heim! Da ist ferner dieser Doktor Herbert Paulus! — Ein schöner interessanter Mann, das muß man ihm lassen, ein Mann, der wohl im Stande ist, eine so seltene Frau wie dieses Fräulein Doktor zu fesseln. Aber wie kann nur die Liebe dieses herrliche Geschöpf verwandeln?! Ich hätte es nie für möglich gehalten, wenn ich nicht dieses hold erröthende Mädchen vor Augen gehabt. Herrgott, nein! Ist es die Möglichkeit? — Also: Das mit so stolzem Selbstbewußtsein regierende Fräulein Doktor hat jetzt zwei Herren über sich, denen sie unbewußt untertan ist, die sie regieren! Die Liebe und die beiden Alten — die schwingen hier das Szepter, und wer weiß, wie lange es noch dauert, da sagt das schöne Fräulein Doktor selbst: Er soll dein Herr sein! Es ist doch eine komische Welt!“

In diese Betrachtungen vertieft, legt er die kurze Strecke bis zu seiner Wohnung zurück. Seine Frau steht auf dem Balkon und nickt ihm lächelnd zu. Er grüßt hinauf und öffnet das Gittertor des Vorgartens. Als er dasselbe wieder schließt, merkt er, daß vom Balkon gegenüber die Augen der mageren Jungfrauen ihn und sein Weibchen beobachten. Das belustigt ihn, und um die lieben Damen zu ärgern, wirft er seiner Leonie ein paar Kupfhande zu, die von ihr prompt erwidert werden, dann erst geht er ins Haus. Die kleine Frau ist ihm schon entgegengeekelt und erwartet ihn oben an der Treppe. Sie sieht süß aus in dem losen Empirekleid von hellem, weichen Wollstoff, mit dem breiten Spitzenragen, von welchem sich ihr schön geformtes, braunes Köpfchen so hübsch abhebt. Frau Leonie hegt

jetzt eine große Vorliebe für lose Gewänder! Als ihr Mann an ihrem Nähtischchen vorübergeht, sieht er eine merkwürdige Näherei darauf liegen. Er will sie in die Hand nehmen, um sie sich einmal näher zu betrachten, als ihm sein Weibchen rasch zuvorkommt, dieselbe ergreift und sie erröthend in ihrem Nähkorb verbirgt. Er schüttelt verwundert den Kopf.

„Na, brat mir einer den Storch, hat die eigene Frau noch Geheimnisse! Ja, ja! Ich sage ja: 's ist eine komische Welt.“

Frau Leonie aber fällt ihm lachend um den Hals und küßt ihn herzhaft ab. Sie hat dabei ganz übersehen, daß die Balkontür geöffnet ist und sie mit ihrem Manne gerade davor steht. Als sie es gewahrt wird und einen etwas ängstlichen Blick auf den Balkon, ihnen gegenüber wirft, sieht sie noch, wie zwei dunkle Gestalten denselben in aller Eile verlassen und die Türe fest hinter sich ins Schloß ziehen. Sie macht ein etwas betroffenes Gesichtchen, aber der Professor schließt sie in die Arme, macht eine wegwerfende Handbewegung und sagt: „Daß sie doch, Leoniechen! 's ist nun einmal eine komische Welt.“

10. Kapitel.

„Kurtchen, der Onkel und die Tante kommen heute Abend!“ ruft Hildegard dem Kleinen freudig entgegen, als sie die Anstalt verläßt und die Bönne mit dem Sitzwagen in einem der prachtvollen Laubengänge von edlem Wein bemerkt. Sie ist mit wenigen Schritten neben dem Wagen und reicht dem Knaben die Hand. „Freust du dich, Liebling?“

„O sehr, Tante Hilbe! Machen wir da auch Kränze über die Türen?“ fragt er freudig erregt.

Hildegard lächelt und erwidert:

„Aber natürlich! Ich kann nur leider gar nicht helfen, du weißt ja, Tante Hilbe ist immer sehr beschäftigt, muß viel bei den lieben Kindern drüben sein.“

„Ja, das weiß ich! Aber es wäre doch so schön, wenn wir zusammen Kränze winden könnten. Ich reichte dir die Blumen dann immer zu.“

Der Kleine sieht Hildegard bittend an, doch diese schüttelt den Kopf.

„Ja, Kurtchen, das wäre sehr schön, aber ich kann nicht,“ erklärt sie sanft. „Anna windet die Kränze, doch wir schmücken die Zimmer. In alle Vasen kommen frische Blumen, wir suchen die schönsten Rosen dazu aus. Sieh' das dauert nicht so lange wie das Kränze winden, und wir können es tun, wenn ich in der Anstalt fertig bin.“

„Kommt Onkel und Tante sehr spät heute Abend?“

„Schelm du! Das heißt mit anderen Worten: Kann ich denn so lange aufbleiben? Nicht wahr?“

Kurtchen lacht, dann nickt er und hascht nach ihrer Hand. „Darf ich also so lange aufbleiben?“

Hilbe sieht in das reizende, leider aber so blasse Knabengesichtchen, in die lieben, großen Augen, die so bittend die ihren suchen; sie vermag es nicht über sich, dem Kinde ein „Nein“ zu entgegnen. Eine Sekunde des Bögers noch, dann sagt sie: Du darfst auf sein, wenn du vorher einige Stunden schläfst. Onkel und Tante kommen erst spät, da gehören Kinder eigentlich in ihre Bettchen, mein kleiner Liebling.“

„Aber ich will gern vorher schlafen, bitte, bitte!“ Kurtchen küßt und streichelt ihre Hand, sie entzieht sie ihm lächelnd und sagt:

„Nun, da will ich es erlauben, daß du sie mit empfangen darfst.“

„O, danke! Meine süße, süße Tante Hilbe“, jubelt der Kleine auf. Sie sind während dieses Gesprächs vor der Villa angekommen. Anna hebt den Kleinen aus dem Wagen und Hildegard sagt zu ihr:

„Nach Tisch können Sie sich von unserem Gärtner Grün und Blumen holen, winden eine Guirlande und einige Kränze. Lina wird Ihnen helfen und Kurtchen auch. Wenn Sie damit fertig sind, bringen Sie den Kleinen zur Ruhe und helfen in der Küche mit.“

Hildegards Stimme muß doch nicht so freundlich wie sonst geklungen haben, denn Annas frisches Gesicht sieht recht mißvergnügt aus. Sie ärgert sich, daß sie Fräulein Doktor Veranlassung zur Unzufriedenheit durch den dummen Klatzsch mit der Rose gegeben hat. Sie will sich aber auch mehr zusammennehmen jetzt, denn sie denkt ganz richtig und spricht so leise flüsternd zu sich selbst: „So ne gute Stelle kriegt ich nicht alle Tage wieder. Nur ein Kind zu besorgen, reichlicher Lohn, schönes Essen und gute Behandlung. Man kann sich so viel sparen und kriegt noch dazu so viel Geschenke. Ich werde meinen Mund halten, denn was geht mich an? Vor meinetwegen kann die gnädige Frau heiraten wen sie will.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Freilich ist es leichter, zu sterben, als ein qualvolles Leben
Handhaft zu ertragen.



Ein Regentag.

Skizze von Frieda Asplund.

(Aus dem Schwedischen.)

(Nachdruck verboten.)

Johann Ewendsson lag am frühen Morgen im Halbschlummer in seinem Bett. Er hatte das Gefühl, als müsse er aufstehen. Denn es war in der Heuernte, und deshalb hatte er es eilig. Da hörte er aber im Traum einen Laut, der ihn vom Aufwachen zurückhielt. Es war, als wenn etwas rann und rann, richtig plätscherte, und es klang wie Wasser, so daß ihm ganz kalt und frostig zumute wurde.

Mit einemmal wachte er ganz auf, steckte die Nase aus der Bettdecke und starrte mit verschlafenen Augen auf das große, weiße Zifferblatt der Wanduhr.

„Um Gottes willen! Es ist schon halb fünf!“

Johann Ewendsson war in demselben Augenblick aus dem Bett und wachte Mutter Brigitte und den kleinen Peter. Dann zog er schnell die Beinkleider an und eilte ans Fenster.

Draußen goß es in Strömen. Das war der Laut, den er im Schlaf gehört hatte. Das schöne Heu da draußen! Was sollte daraus werden! Er mußte hinaus und sich davon überzeugen, wie es auf dem Hofe aussah, und während der Regen unaufhörlich weiter plätscherte und gegen das Haus schlug, kleidete er sich in aller Eile an.

Draußen war es fürchterlich. Der Wind peitschte ihm den Regen ins Gesicht, und auf dem Hofe hatte sich ein förmlicher kleiner See gebildet. Es nützte aber nichts. Johann Ewendsson mußte nach dem Rechten sehen. Traurig standen die Heuhaufen da, traurig und untätig ließen im Stall und in den Scheunen Menschen und Tiere die Köpfe hängen, und traurig, mit den Händen in den Taschen, kehrte Johann Ewendsson ins Haus zurück.

„Ein fürchterliches Wetter,“ sagte er zu Weib und Kind. „An Arbeit ist nicht zu denken, und das schöne Heu wird draußen sauer werden und verderben.“

Mutter Brigitte antwortete nicht. Sie hatte auch keine Zeit. Denn im Hause gibt es immer Arbeit, es mag draußen regnen oder schönes Wetter sein. Der kleine Peter hatte sich aber wieder auf das Bett gelegt und war von neuem eingeschlafen. Das hörte man an seinen langen, schweren Atemzügen. Er hatte ja auch nichts zu versäumen.

Jetzt kam Mutter Brigitte mit dem Kaffee.

Das gab eine Freude. Johann Ewendssons melancholische Gesichtszüge klärten sich auf und schweigten, aber mit zufriedenen Mienen saßen beide Alten einander gegenüber und genossen den wärmenden braunen Trank, der bei dem rauhen, nassen Wetter ihre Lebensgeister ermunterte.

Draußen regnete es aber stärker, denn je.

Die eine Stunde nach der anderen verfloß. Johann Ewendsson war wieder im Stall und in der Scheune gewesen, er hatte hier und da herumgewirtschaftet, hatte Messer und Stahlwerkzeuge hervorgeholt und sie geschliffen, während der kleine Peter unaufhörlich den Schleifstein drehte, daß ihm der helle Schweiß auf der Stirn perlte. Jeden Augenblick war der Vater draußen gewesen und hatte sich davon überzeugt, daß es immer noch regnete, und daß es ein wirklicher, echter Landregen war, der wohl den ganzen Tag anhalten würde. Traurig, aber wahr!

Dann war Johann Ewendsson wieder ins Haus getreten. Beim Regenwetter pflegte er immer den Kalender zu studieren. Die schönen Erzählungen konnte er immer wieder von neuem lesen, und dann beschäftigte er sich gern mit dem Gang der Sterne. Namentlich waren es die Planeten, die seine Aufmerksamkeit erregten, und unter ihnen wieder gefielen ihm am meisten Jupiter mit seinen vier Monden und Saturn mit den eigenartigen Ringen. Warum die gelehrten Leute, die

den Kalender machen, den Sternen wohl so komische Namen geben, die kein Mensch aussprechen, geschweige denn behalten kann!

Während Johann Ewendsson hierüber nachdachte, wurde er plötzlich von Mutter Brigitte unterbrochen, die am Fenster saß und auf den Weg hinausschaute. „Vater schnell, schnell!“ rief sie, „die Herrschaften aus der Stadt kommen.“

Der Kalender flog zur Seite, und Johann Ewendsson stürzte ans Fenster.

„Jawohl, du hast recht,“ sagte er, „das sind sie allzusammen, der Vater, die Mutter, die beiden Töchter und der junge Herr.“

„Und bei diesem Wetter!“ rief Mutter Brigitte in aufrichtigem Erstaunen.

Oben auf der Anhöhe erblickten sie einen von zwei Pferden gezogenen Wagen, auf dem fest eingehüllte Personen unter fünf aufgespannten, riesenden Regenschirmen saßen. Johann Ewendsson war vor die Tür geeilt und empfing mit abgezogener Mütze die Fremden, die mit blaugefrorenen Gesichtern einer nach dem andern aus dem Wagen stiegen.

„Nein, welche Freude! Dieser unerwartete Besuch!“ sagte er. „Daß die Herrschaften sich bei diesem Wetter herauswagten!“

Mutter Brigitte stand hinter ihm. Sie hatte sich in aller Eile eine reine Schürze und ein neues Halstuch umgebunden. Sie verneigte sich und grüßte:

„Seien Sie herzlich willkommen. Nun wie geht es? Hoffentlich sind die Herrschaften alle wohl und gesund. Nein, wie Fräulein Elsa gewachsen ist!“

Die Fremden erklärten, scherzten und lachten, schüttelten den Regen ab und rieben sich die vor Kälte erstarrten Hände.

Sie hatten den Ausflug am Tage vorher beschloffen, und in der Hoffnung, daß das Wetter sich zu Mittag auflären würde, waren sie in den Regen hinausgefahren.

Mutter Brigitte öffnete die Tür zur besten Stube, und alle traten ein.

Die Gäste des stillen Bauernhofes waren ein stattlicher Herr, seine kleine, etwas melancholische, stille Gattin, die 13jährige Elsa, langausgeschossen in kurzen Kleibern und wallendem Haar, das zwanzigjährige Fräulein Anna mit dunkelgrauen Augen und dem stillen Wesen der Mutter, und dann der junge Student mit weißer Mütze und großen Zukunftsplänen.

Es war die Herrschaft aus der Stadt, die während der Sommerferien draußen bei Johann Ewendsson in Sommerfrische zu wohnen pflegte.

Der Bauer erzählte. Er sprach von seiner Wirtschaft, der Heuernte und den von Regen durchweicheten Wegen. Die andern hörten aufmerksam zu, fragten und machten in dem großen Raum einige Schritte auf und nieder, um sich nach der kalten Fahrt etwas zu erwärmen.

Nur Fräulein Anna schloß sich aus. Sie stand allein am Fenster und blickte aufmerksam nach der Biegung des Weges hinüber. Sie fror nicht. Die Wangen brannten warm, und die Augen schauten gespannt wartend in die trübe Landschaft hinaus.

Johann Ewendsson trat an sie heran und sagte:

„Sie sehen sich wohl den Regen an, Fräulein?“

Sie lachte. „Ja gewiß. Es ist so hübsch, die Tropfen niedersinken zu sehen.“

Sie wandte sich wieder dem Fenster zu, und ein glückliches Lächeln flog über ihr Antlitz.

Denn dort hinten an der Biegung des Weges hatte sie ein Fahrrad blinken gesehen — — —

Mutter Brigitte erschien mit dem Arm voll Holz. Sie wollte es ihren Gästen warm und gemächlich machen. Hinter ihr tauchte aber ein frohes jugendliches Gesicht auf. Es gehörte dem Radfahrer, den Fräulein Anna zuerst auf der Landstraße entdeckt hatte. Er stand auf der Schwelle in seinem nassen, blauen Regenmantel.

Er fragte, ob er eintreten dürfe.

Elsa und der Studiosus eilten ihm entgegen. — Wie es gegangen wäre? — Ob er ohne Unfall durchgekommen wäre?

Er wurde zu Johann Ewendsson und Frau Brigitte geführt und ihnen als Freund der Familie vorgestellt, der ihr der Verabredung gemäß auf dem Rade gefolgt war.

Johann Ewendsson ließ ihn herzlich willkommen.

Der Bauer war in der allerbesten Laune. Nichts mochte er lieber, als Gäste bei sich sehen, und die Herrschaft war so natürlich, munter und gar nicht stolz.

Der junge Radler sah sich im Zimmer um. Plötzlich verklärten sich seine Züge. Er hatte Annas Gestalt entdeckt. Sie stand jetzt am Ofen und beobachtete Mutter Brigitte, die die Holzschette einlegte. Sein Gruß wurde mit strahlenden Augen und einem kleinen verstoßenen Lächeln erwidert.

Ja, ja, Johann Svendsen, der junge fremde Herr fühlte sich vom ersten Augenblick an in deinem Hause wohl und glücklich.

Draußen im Flur stand das Fahrrad des Fremden. Es sollte sich aber nicht lange der nach der beschwerlichen Fahrt so wohlthätigen Ruhe freuen. Dem kleinen Peter pasten die vielen fremden Menschen nicht. Er erinnerte sich nicht mehr aus dem vorigen Sommer, und er verschwand deshalb gleich aus der guten Stube und machte sich in der Küche und im Flur zu schaffen. Er war so schüchtern, der kleine Junge. Als er aber den Doktor auf seinem blanken Stahlroß kommen sah, erwachte in ihm die Neugierde. Er trat an das Rad heran, betrachtete es von allen Seiten, aufmerksam und nachdenklich, und freute sich der glänzenden Radelteile, die trotz Schmutz und Regen nur wenig von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt hatten. Er mußte alles genau untersuchen, Laternen, Speichen, Pedale, Sattel und Gummiringe, er mußte den Schmutz von den Rädern entfernen und jeden einzelnen Teil belassen, betasten, biegen und treten und die Lenkstange hin- und herbewegen, bis plötzlich — der kleine Peter wußte nicht weshalb — das Fahrrad ins Schwanken kam und mit lautem Getöse auf den steinernen Fußboden des Flurs niederstürzte.

Der kleine Peter hatte sich glücklicherweise noch rechtzeitig retten können, er war aber doch wie vom Schreck gelähmt. Der Lärm war sowohl in der guten Stube wie in der Küche gehört, und aus ihnen stürzten Vater und Mutter heraus, um zu sehen, was das Getöse zu bedeuten habe. Dem Vater folgten dann die übrigen Gäste, an ihrer Spitze der Besitzer des Fahrrades.

Johann Svendsen und Frau Brigitte war das Geschehene äußerst unangenehm, und sie baten den Fremden vielmals um Verzeihung. Der Doktor meinte aber, daß der Schaden nicht groß sein würde. Die Maschine wurde auf den Hof gebracht und dort untersucht. Dabei stellte sich heraus, daß sie vollständig verbogen war und einer größeren Reparatur unterzogen werden mußte.

Johann Svendsen war verlegen, und Mutter Brigitte untröstlich. Auch der Doktor sah etwas ratlos drein. Plötzlich klärte sich aber sein Gesicht auf. Er beruhigte die Bäuerin und sah strahlend glücklich aus.

Es ging gegen Abend. Trotz des Regens hatte man die Zeit munter hingbracht. In der besten Stube war es sehr schön warm. Man hatte gut zu Mittag gegessen. Die Großstädter hatten allerlei schöne Sachen mitgebracht und die Mutter Brigitte die Kartoffeln und anderes Gemüse geliefert. Man hatte die Albums gesehen und Küche und Speisekammer in Augenschein genommen. Der Student hatte beim Buttern geholfen, und alle hatten sie Buttermilch getrunken. Fräulein Anna machte sich aber beim Spinnrocken zu tun, der mit einem Korb Wolle neben sich in der Spinnstube stand. Sie bat Mutter Brigitte, sie das Spinnen zu lehren, während Peter in einer Ecke saß und im Begriff war, die Bonbons zu verzehren, die die kleine Elsa ihm aus der Stadt mitgebracht hatte.

Peter sah aus seinem Versteck, wie der Radfahrer jetzt an Fräulein Anna mit der Bitte herantrat, sie möge ihm auch das Spinnen beibringen. Statt aber richtig zu treten und auf den Fäden zu achten, blickte der Fremde dem Fräulein fortwährend in die Augen und erzählte ihr etwas im Flüsterton, worüber sie errötete und scheinbar sehr glücklich war. Er sprach aber so leise, daß der kleine Peter ihn nicht verstehen konnte. Das eine sagte er sich aber, und das war, daß man das Spinnen auf diese Weise nie erlernen wird.

Plötzlich kam die Sonne heraus und beleuchtete hell und klar das blonde, krause Haar des lieblichen Mädchens am Spinnrocken.

„Siehst du, Anna, die Sonne kommt zu uns!“ rief

der Doktor entzückt aus und bot ihr den Arm, um den anderen zu folgen.

Als der Abend sich näherte, kam man auf die Rückfahrt zu sprechen. Was sollte nur aus dem Doktor und dem Fahrrad werden. Aber man wußte Rat.

Da sein kleiner Peter in seinem Unverstand das Unglück angerichtet hatte, war Johann Svendsen selbstredend bereit, den fremden Herrn in die Stadt fahren zu lassen. Der Doktor erklärte, daß er selbst fahren wolle, ein Einspänner genüge, und Johann Svendsen möge ihm nur einen Hossungen mitgeben, der Pferd und Wagen zurückbringen könne. Damit die anderen in der Kutsche nicht so beengt seien und der Doktor nicht ganz allein fahre, erklärte Fräulein Anna, ihm Gesellschaft leisten zu wollen, während das Fahrrad auf dem Kutschbock des herrschaftlichen Wagens befördert würde.

Der Doktor war überglücklich.

Zwei Stunden Fahrt mit ihr allein, — das genügte, um sich ganz mit dem geliebten Wesen auszusprechen, ihr alles sagen zu können, was er schon so lange auf dem Herzen gehabt hatte.

In seiner überströmenden Freude ergriff er den kleinen Peter, hob ihn hoch in die Höhe und überschüttete ihn mit den schönsten Kosennamen. Und als er ihn heruntersehte, griff er in die Tasche und holte eine kleine blanke Goldmünze heraus, die er dem erstaunten Jungen in die Hand drückte. Der kleine Peter sah den großen Doktor aber ganz verständnislos an. Er begriff nicht, welchem Umstand er das schöne Geschenk verdankte. Johann Svendsen und Mutter Brigitte waren aber klüger als ihr Sohn. Als sie eine Stunde später ihren Gästen nachschauten, die in den schönen, klaren Abend hinausfuhren, sagte Johann Svendsen:

„Mutter, trotz des Regens war es doch ein schöner Tag, und morgen haben wir prächtiges Erntewetter.“

„Ja,“ meinte Frau Brigitte, „und wenn mich nicht alles täuscht, so hören wir bald davon, daß der heutige Tag noch mehr Gutes gestiftet hat.“

Und richtig. Wenige Tage darauf erhielten Johann Svendsen und Frau Brigitte die Verlobungsanzeige der beiden jungen Leute, die sich während ihrer Fahrt gründlich ausgesprochen hatten.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)